

dtv

»Ehrlich, kompromisslos, mit trockenem Humor und sehr viel Fairness gegenüber allen Betroffenen und Beteiligten erzählt der Autor seine bewegende Geschichte.« *Globetrotter*

*Dr. Beck Weathers*, geboren 1946, war ein renommierter Pathologe, als er zu dieser Expedition aufbrach. Als er zurückkam, hatte er durch Erfrierungen seine Nase, seine linke Hand und Teile seiner rechten Hand verloren. Heute ist er ein gesuchter und inspirierender Keynote-Speaker.

Beck Weathers

# Für tot erklärt

## Meine Rückkehr vom Mount Everest

Mit Stephen G. Michaud

Mit einem Vorwort von  
Beck Weathers zur Neuauflage

Aus dem Englischen  
von Hartmut Schickert

dtv

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher**  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Neuausgabe 2015

2. Auflage 2015

© 2000/2015 der deutschsprachigen Ausgabe:

dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Sämtliche, auch auszugsweise

Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Annemarie Otten unter Verwendung

eines Fotos von Corbis/Karl Maret

Falls nicht ausdrücklich anders vermerkt, stammen alle Fotos aus dem  
persönlichen Besitz des Autors

Redaktion und Übersetzung des Vorworts zur Neuausgabe: Birgit Brandau

Layout: Jürgen Rothfuß, Neckarwestheim

Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-34862-1

# Vorwort von Beck Weathers zur Neuauflage 2015

Am 10. Mai 1996 waren während eines schrecklichen Sturms hoch oben in der Todeszone auf dem Mount Everest neun Menschen dem Untergang geweiht. Am nächsten Tag bekam einer von ihnen eine zweite Chance zu leben. Ich erinnere mich dunkel an mein Sterben am 10. Mai, die Kälte betäubte mich und ich dümmerte allmählich weg. Zu dem Zeitpunkt wusste ich nicht, dass ich meinen ersten Tod erfahren würde. Am nächsten Tag, spätnachmittags, als die Sonne sich zum Horizont senkte, kehrte ich von den Toten zurück und öffnete die Augen. Das ist ein Mysterium und ein Wunder, das ich selbst nach all den Jahren immer noch nicht verstehe.

Ich kämpfte mich auf die Füße. Mehr aber auch nicht. Ich wusste nicht, wo ich war. Ich war nahezu blind. Mein Gesicht hatte die Kälte zerstört. Ich hatte seit drei Tagen nichts gegessen und seit zweien kein Wasser mehr bekommen. Die Wahrscheinlichkeit, dass ich aus eigener Kraft den Weg ins Hochlager schaffen würde, ging gegen null. Ich erinnere mich, dass ich mich in den Wind schob, um Rettung betete und allmählich erkannte, dass ich diese Sache nicht lebend überstehen würde. Ich sah auf. Die Sonne stand 15 Grad oberhalb des Horizonts und mir wurde klar, dass ich in der nächsten Stunde, sobald die Dunkelheit wiederum hereingebrochen war, einfach niederknien und akzeptieren würde, dass die Kälte ein letztes Mal in mir aufstieg.

Worüber denkt man nach, wenn man weiß und glaubt, dass man in einer Stunde tot sein wird? Was bringen einem diese letzten Augenblicke? Es war keine Überraschung, dass ich an diesem Punkt meine Frau Peach und meine beiden Kinder vor mir

sah. Vor meinem geistigen Auge erschienen sie so deutlich, als stünden sie neben mir. Vielleicht werden Ihre letzten Gedanken andere sein, aber ich kann Ihnen versichern, dass sie sich nicht um Ihren Erfolg oder um irgendwelche materiellen Aspekte Ihres Lebens drehen werden.

Oft fragen mich die Leute, wo ich zur Welt gekommen bin. Seit meiner Wiedergeburt am 11. Mai 1996 lautet meine Antwort: in Dallas, Texas. Das Drama auf dem Berg ist offenkundig das, wovon die Leute hören wollen, aber es ist der bei weitem einfachste Teil der Reise. Als ich zurück nach Dallas kam, war mein Leben mehr oder weniger ein Scherbenhaufen. Meine Ehe war so ziemlich am Ende. Die Beziehung zu meinen Kindern war extrem angespannt und ich bezweifelte, dass ich je wieder arbeiten könnte. Ich wusste nicht, wie ich meine Familie ernähren sollte.

Die Depression, die mein Leben so viele Jahre bestimmt hatte, war verschwunden, aber ich hatte große Angst, dass sie zurückkehren und wieder die Kontrolle über mein Dasein übernehmen würde. Auch wenn so etwas nicht ihrem Charakter entsprach, war ich doch einigermaßen erstaunt, dass Peach mich nicht verließ. Sie gab mir ein Jahr Zeit, um ihr zu beweisen, dass ich ein anderer Mann war als der, der zum Everest aufbrach. Dies war das zweite Wunder: Es ermöglichte es mir, Peach zu zeigen, dass ich ein anderer Mensch geworden war, und zwar einer, der in der Lage war, sich zu ändern. Das ist eines der Hauptthemen dieses Buches.

Direkt nach meiner Rückkehr vom Berg hatte ich kein Interesse, ein Buch darüber zu schreiben. Kurz nach der Everest-Tragödie erschienen andere Bücher, darunter Jon Krakauers ›In eisige Höhen‹, in dem die Einzelheiten der Besteigung umfassend dokumentiert sind. Ich hatte keine Lust, diese Form der Darstellung zu wiederholen, auch wenn ich glaube, man hätte leicht eine Light-Version von ›In eisige Höhen‹ verkaufen können.

Zudem gab es immer die Möglichkeit, einen kommerziellen Bucherfolg zu erzielen, indem ich einen Schurken oder eine Schurkin ausmachte und ihn oder sie angriff, um eine Kontroverse auszulösen. Es bestand zweifellos Interesse daran, dass Peach und ich ein Buch schrieben, aber das Buch, das man haben

wollte, war eines, das ein warmherziges, sich liebendes Paar geschrieben hätte, ein Paar, das zusammensteht, um das Unglück zu überwinden, und anderen Menschen ein wunderbares Vorbild wäre. Leider befanden Peach und ich uns auf sehr dünnem Eis und es war ganz und gar nicht klar, ob wir das überhaupt überstehen würden. Ganz sicher würden wir nicht dieses ideale Paar sein. Ich hatte Peach vor allem deshalb geheiratet, weil sie ein so viel besserer Mensch als ich war und anderen gegenüber sehr viel Rücksicht nahm. Zumindest dieses Maß an innerer Einsicht wies ich auf. Peach hatte mich geheiratet, weil ich nicht langweilig war. Ohne Frage hatten wir beide bekommen, was wir erwartet hatten, aber ich bin mir nicht sicher, ob Peach nicht glücklicher gewesen wäre, wenn ich sie mehr gelangweilt hätte, als mir das möglich war.

Eine Everest-Geschichte aus unserer Perspektive zu schreiben, würde nicht die übliche triumphale Bergsteiger-Geschichte ergeben, in der einzigartige Individuen große Schwierigkeiten überwinden und durchhalten, um auf einem großartigen Gipfel zu stehen, nachdem sie die Natur bezwungen haben. In unserer Geschichte geht es dagegen mehr um Tragik und die zunehmende Beharrlichkeit aufgrund dieser Situation. Das gab letztlich den Ausschlag, das Buch zu schreiben – zu zeigen, welcher Preis zu zahlen war, fraglos von jenen, die umgekommen sind, aber noch mehr von den Hinterbliebenen. Den Eltern, den Partnern, den Geschwistern, den Freunden, die für alle Zeiten mit einer Lücke in ihrem Leben fertig werden müssen. Um ein derartiges Buch schreiben zu können, musste ich mich mit der Tatsache anfreunden, dass ich die wahren Abgründe meiner Seele porträtieren müsste und dass dies ein Maß an brutaler Ehrlichkeit erfordern würde, das bestenfalls nicht schmeichelhaft wäre und Bereiche meines Lebens offenlegen würde, auf die ich nicht besonders stolz bin.

Bergsteigen als Leidenschaft ist ein egoistisches Unterfangen. An dieser Tatsache lässt sich nicht rütteln. Als ich das fertige Buch las, war ich erstaunt, wie völlig unterschiedlich Peachs und meine Erinnerungen an viele Ereignisse unseres gemeinsamen Lebens sind. Beide haben wir die Geschichte aufgrund unserer

Erinnerungen erzählt, aber in vielen Fällen scheint es, als hätten wir in völlig verschiedenen Universen gelebt. Mein Ko-Autor Stephen Michaud hat alle Stimmen der Beteiligten außer meiner eruiert und wiedergegeben. Alle Teile des Buches, die meine Stimme betreffen, habe ich selbst geschrieben. Die Geschichte, die in ›Für tot erklärt‹ erzählt wird, führt in das Jahr 2000. Da begannen wir, die Tragödie auf dem Berg und den Verlust von Peachs Bruder zu verarbeiten.

Seit 2000 ist das Leben langsam wieder zur Normalität zurückgekehrt. An vielen Tagen ist mir der Verlust meiner Hände kaum noch bewusst, weil mein neues Dasein zur Gewohnheit geworden ist. Anfangs, als ich gerade vom Everest zurück war, konnte ich mir nicht vorstellen, dass ich diese Ereignisse je als positive Erfahrung betrachten könnte. Aber dieser Bulldozer, der über mein Gesicht gefahren ist, hat mich gezwungen innezuhalten und mein Leben neu zu bedenken, denn meine frühere Lebensweise konnte ich schlicht nicht fortsetzen. Die Verhaltensmuster, die mich als Mediziner erfolgreich sein ließen, zerstörten meine persönlichen Beziehungen. Ich erkannte, dass ich damit mein Leben als eine sehr erfolgreiche, aber sehr einsame Persönlichkeit beschließen würde.

Die Pathologie, so wie ich sie kenne, ist etwas für Menschen mit Inselbegabung, die ihre Kunst allein im stillen Kämmerlein ausüben. Ich habe die Fähigkeit, auf Objektträger mit Proben fleckigen menschlichen Gewebes zu schauen, ein Individuum vor meinem geistigen Auge zu sehen, das, egal welchen Alters und an welcher Stelle des Körpers, auf irgendeiner der drei Achsen aufgeschnitten wurde, und zu erkennen, ob es sich um normales oder krankes Gewebe handelt. Dies ist zwar ein faszinierender Beruf und ein interessantes Rätsel, das da zu lösen ist, aber nicht gerade ein Metier, in dem man viel mit Menschen zusammenkommt.

Die Everest-Tragödie hat mir wunderbare Möglichkeiten eröffnet, von denen ich nie geträumt hätte. Ich habe eine zweite Karriere als professioneller Redner für Programmatisches begonnen. Die öffentlichen Reden führen mich in die Welten an-

derer Menschen, und während ich mit diesen Leuten zusammen bin, tauche ich in ein anderes Metier ein, in das Universum anderer Individuen, deren Leben komplett anders als meines ist und das ich ziemlich faszinierend finde. In gewisser Weise war ich immer ein Geschichtenerzähler. Peach pflegte zu sagen, ich könnte einem Gummikaninchen die Ohren abschwätzen. Es ist typisch für Südstaatler, dass sie das Geschichtenerzählen lieben, und ich bin eines Tages aufgewacht und hatte plötzlich eine großartige Geschichte zu erzählen.

Dies ist etwas, das ich im Lauf der Jahre sehr genossen habe.

Jetzt gibt es einen Film und eine Oper über den Everest. Beide wurden vor Kurzem fertig. In dem Everest-Film werde ich von Josh Brolin dargestellt, und ich finde, das ist eine besonders gute Besetzung, denn er ist Texaner und kann wenigstens die Texanisten in meiner Sprache verstehen und wiedergeben. Ich glaube, Peach war auch sehr erfreut, dass sie von Robin Wright verkörpert wird.

Ich hatte die Gelegenheit, nach Los Angeles zu fahren und die Darsteller, den Regisseur und den Produzenten des Films im Hotel Chateau Marmont zu treffen. Ich glaube nicht, dass sie meinen Bergsteigerhumor sehr komisch fanden, als ich das Hotel unverdrossen Chateau Marmot nannte, also als Murmeltier, als kleines, pelziges Geschöpf der Berge, bezeichnete, aber ich gab es nicht auf.

Eine gewisse Befriedigung ist es für mich, wenn ich andere Menschen treffe, die ähnliche Verletzungen wie ich erlitten haben, sei es durch Krankheit oder durch Bergsteigerunfälle. Ich versuche dann, ihnen einerseits Mut zuzusprechen und ihnen andererseits dabei zu helfen, die Tatsache anzunehmen, dass sich ihr Leben verändert hat, und zu begreifen, dass der plötzliche Wandel zwar sehr an den Nerven zehrt und schwierig ist, man aber auf lange Sicht an den Punkt kommt, wo man kaum noch wahrnimmt, dass man verkrüppelt ist. Man passt sich einfach an und man macht weiter und ist in der Lage, ein reiches und sinnvolles Leben zu führen.

Das große Thema der letzten Jahre bestand darin, einfach

unser Leben weiterzuleben. Ich bezeichne dies als die erfreuliche Alltäglichkeit des Lebens. Peach und ich sind wieder zusammengewachsen, wir werden allmählich wie ein Paar alter Schuhe, fühlen uns wohl miteinander und angesichts der Aussicht, zusammen alt zu werden und nebeneinander im Schaukelstuhl zu sitzen. Und wir freuen uns sehr darauf, die Gegenwart unserer Kinder und Enkelkinder zu genießen.

Unsere Kinder Beck II und Meg, die zum Zeitpunkt der Everest-Tragödie kaum Teenager waren, sind jetzt erfolgreiche Erwachsene. Beide haben sich an Universitäten eingeschrieben, die mich links liegen gelassen hätten, als ich vor 50 Jahren mit meiner College-Ausbildung begann. Es verschafft Genugtuung zu sehen, dass sie sich bewähren.

Als die Kinder das Nest verließen, bedeutete das für Peachs extrem ausgebildeten Bemutterungsinstinkt eine ernsthafte Herausforderung. Peu à peu brachten wir es auf fünf Katzen und vier Hunde. Ich sage immer, dass man keine Katze verwünschen kann, ohne Haare auf die Zähne zu bekommen. Gelegentlich hatte ich Angst, dass wir zum Thema der Spätnachrichten werden würden. Sie wissen schon: »Bleiben Sie dran, es folgt der Bericht über die verrückte Katzenfrau in Nord-Dallas.« Doch glücklicherweise und zu unserer großen Freude wurde am 25. März 2014 Zara, unser erstes Enkelkind, geboren. Sie ist ein absoluter Wonneproppen mit riesigen braunen Augen und einem Lächeln, das jedes Herz zum Schmelzen bringt.

Mit zunehmendem Alter habe ich allmählich Frieden mit mir geschlossen und definiere mich nicht mehr über Erfolg und Ziele oder überhaupt externe Dinge. Ich erfreue mich einfach Tag für Tag meines Daseins mit meiner Familie und meinen Freunden und hoffe, dass mein zweiter Tod erst in vielen Jahren eintreten wird, so dass ich weiterhin das Leben im Heute genießen kann – und nicht ständig nur meine, dass ich irgendwann in Zukunft glücklich sein werde. In einer Zukunft, die nie kommen wird ... Das Leben ist schön.

Aus dem Englischen von Birgit Brandau

# ERSTER TEIL



*Beck Weathers im Basislager am Mount Everest, April 1996*

Am Abend des 10. Mai 1996 brach im oberen Bereich des Mount Everest ein mörderischer Schneesturm los, der mich und Dutzende weiterer Bergsteiger in der Todeszone am höchsten Berg der Erde einkesselte.

Der Sturm kündigte sich mit einem fernen tiefen Grollen an, das sich rasch in ein brüllendes, mit Eisschrot durchsetztes Weiß wandelte. Es raste den Mount Everest hoch. Und verschlang uns binnen Minuten. Wir konnten unsere eigenen Füße nicht mehr sehen. Wer eben noch neben einem gestanden hatte, war in der tosenden weißen Masse einfach verschwunden. Die Windgeschwindigkeit lag in jener Nacht bei 130 Stundenkilometern. Die Lufttemperatur fiel auf minus 50 Grad.

Der Schneesturm erfasste unsere Bergsteigergruppe, als wir gerade vorsichtig einen als »Dreieck« bekannten Steilhang oberhalb des Lagers IV auf dem öden, nur aus Fels und Eis bestehenden Südsattel rund 1000 Meter unterhalb des 8 848 Meter hohen Gipfels hinabkletterten.

18 Stunden zuvor waren wir noch im Dunkeln vom Südsattel in Richtung Gipfel aufgebrochen. Mühsam setzten wir einen Fuß vor den anderen, doch machte uns ein klarer, wolkenloser Himmel Mut, der uns immer höher lockte, bis er uns in der Morgendämmerung das grandiose Schauspiel eines Sonnenaufgangs über dem Dach der Welt bot.

Dann brach das Chaos aus, und die Katastrophe nahm ihren Lauf.

Von den acht zahlenden Kunden und den drei Bergführern meiner Gruppe schafften es fünf, darunter auch ich, nicht bis

zum Gipfel. Von den sechs, die ihn erreichten, kamen vier später im Schneesturm um. Zu ihnen zählte auch unser fünfunddreißigjähriger Expeditionsführer, Rob Hall, ein umgänglicher und humorvoller Neuseeländer, dessen bergsteigerische Heldentaten Legende waren. Ehe er in einem Schneeloch nahe des Everest-Gipfels zu Tode froh, konnte er noch per Funk seiner schwangenen Frau, Jan Arnold, einen herzerreißenden Abschiedsgruß nach Christchurch übermitteln. Zu den bedauernswerten Opfern zählte auch die winzig kleine, siebenundvierzigjährige Yasuko Namba, die mit mir ihren letzten menschlichen Kontakt hatte: Wir kauerten uns aneinander in jener schrecklichen Nacht, die wir verloren und erfrierend im Schneesturm auf dem Südsattel verbrachten, nur einen knappen halben Kilometer von der Wärme und der Sicherheit des Lagers entfernt.

Vier weitere Kletterer starben im Sturm. Dadurch wurde der 10. Mai 1996 zum tödlichsten Tag am Everest in den 75 Jahren, seit der unerschrockene britische Lehrer George Leigh Mallory als erster den Berg zu bezwingen versuchte.

Der 10. Mai hatte für mich vielversprechend begonnen. Ich war zerschlagen und ausgelaugt von den enormen Anstrengungen, bis hierher zu kommen, aber ich war auch so stark und so klar im Kopf, wie es sich ein neunundvierzigjähriger Amateurbergsteiger unter den starken körperlichen und geistigen Belastungen in solcher Höhe nur wünschen kann. Acht berühmte Berge der Welt hatte ich bereits bezwungen, und ich hatte mich wie ein Tier geplagt, um an diesen Punkt zu gelangen. Ich war wild darauf, mich dieser ultimativen Herausforderung zu stellen.

Mir war klar, dass es bei fast der Hälfte aller Expeditionen auf den Everest nur ein einziges Mitglied – Kunde oder Führer – bis zum Gipfel schafft. Aber ich wollte unbedingt zu einem ganz elitären Kreis gehören, den rund 50 Menschen, die die so genannten »Sieben Gipfel« bewältigt haben, die Besteigung der höchsten Berge aller sieben Kontinente (Nord- und Südamerika getrennt gezählt). Wenn ich den Everest schaffte, hatte ich nur noch einen Gipfel zu bezwingen.

Ich wusste auch, dass annähernd 150 Menschen ihr Leben an

diesem Berg gelassen hatten, die meisten von ihnen in Lawinen. Mehrere Dutzend Opfer hat der Everest einfach verschlungen und sie in seinen Schneefeldern und Gletschern begraben. Als wollte er zeigen, dass ihm diese ganze Kletterei absolut egal ist, verspottet der Everest seine Toten. Die Gletscher, langsam sich verlagernde, knirschende Eisströme, befördern die zerschmetterten Körper der Kletterer mitsamt dem Geröll bergab und geben sie erst Jahrzehnte später unten in Stücken wieder frei.

Obwohl der Tod unter Bergsteigern ebenso häufig wie unerwartet zuschlägt, denkt keiner, dass er tatsächlich hoch oben am Berg sein Leben lassen wird. Ich tat dies ganz bestimmt nicht, und ich dachte auch kaum darüber nach, ob ein Ehemann mittleren Alters und Vater zweier Kinder auf diese Art und Weise seinen Hals riskieren sollte. Nein, ich liebte das Bergsteigen: die Kameradschaft, das Abenteuer, die Gefahr und – was ein Fehler war – die damit verbundene Steigerung meines Selbstwertgefühls.

Dass ich dem Bergsteigen verfiel, war eine unbewusste Reaktion auf eine niederschmetternde Depression, als ich Mitte dreißig war. Diese psychische Störung brachte meine ohnehin chronisch geringe Selbstachtung auf Null und stürzte mich in einen Abgrund von Verzweiflung und Elend. Ich zog mich von meinem Leben und mir selbst zurück und war kurz davor, mich umzubringen.

Dann die Erlösung: Bei einem Familienurlaub in Colorado entdeckte ich die Freuden und Leiden des Bergsteigens, und Schritt für Schritt wurde mir klar, dass dieser Sport für mich einen Ausweg darstellte. Ich stellte fest, dass ein hartes Training die Düsternis jeden Tag für Stunden von mir fern hielt. Eine willkommene Unterbrechung. Auch stählten sich meine Muskeln, und meine Ausdauer verbesserte sich erheblich – zwei gänzlich neue Gründe, auf mich stolz zu sein.

Wenn ich erst einmal in den Bergen war (je öder und abgelegener, umso besser), konnte ich mich ohne jede Ablenkung auf das Klettern konzentrieren. Zunehmend war ich überzeugt, dass die Bezwingung weltberühmter Gipfel mir Mut und Männlich-

keit bescheinigen würde. Draußen in der freien Natur mit meinen Bergkameraden genoss ich die Momente echter Freude, Befriedigung und Herzlichkeit.

Doch die Kur begann mich umzubringen. Die Düsternis war schließlich von meiner Seele gewichen, doch ich fuhr fort, zu trainieren und zu klettern, zu trainieren und zu klettern. Das Hochgebirgsklettern – und die dabei gewonnenen Erkenntnisse – wurde für mich zu einer Obsession. Als mir meine Frau Peach Vorhaltungen machte, dass meine Leidenschaft die Mitte meines Lebens zerstöre und dass ich systematisch die Liebe und Loyalität meiner Familie verrate, hörte ich die Worte, aber ich verstand sie nicht.

Mein Verhalten wurde krankhaft. Zunehmend mit mir selbst beschäftigt, redete ich mir ein, dass ich die Liebe zu meiner Frau, meiner Tochter und meinem Sohn dadurch angemessen zum Ausdruck brächte, dass ich großzügig ihre materiellen Bedürfnisse befriedigte, selbst wenn ich mich ihnen emotional entzog. Für immer werde ich ihnen dankbar sein, dass sie nicht im Gegenzug mich aufgaben, auch wenn ich angesichts meiner diversen Versicherungen gegen einen möglichen Unfall besser einen Vorkoster eingestellt hätte.

Mit jedem meiner exzessiven Ausflüge in die Wildnis wurde zumindest der besorgten Peach immer mehr klar, dass ich mich wahrscheinlich umbringen würde. Das immer gleiche Grundthema meines Lebens. Letztlich war genau dies nötig, um den Bann zu brechen. Am 10. Mai 1996 rief der Berg mich zu sich, und ich gab mich ihm langsam hin. Als ich auf dem Südsattel, wo meine Bergkameraden mich schließlich zurückließen, ins Koma fiel, war das Abdriften in die Bewusstlosigkeit nicht unangenehm.

Peach erhielt die Nachricht telefonisch um halb acht morgens zu Hause in Dallas.

Dann ereignete sich auf 8 000 Meter Höhe ein Wunder. Ich öffnete die Augen. Meine Frau hatte kaum die qualvolle Pflicht hinter sich gebracht, unseren Kindern zu sagen, dass ihr Vater nicht mehr heimkäme, als ein zweiter Anruf sie darüber informierte, dass ich nicht ganz so tot war, wie es den Anschein gehabt hatte.

Irgendwie – ich weiß nicht wie – hatte ich auf dem Südsattel wieder mein Bewusstsein erlangt, kam wieder zu Sinnen und auf die Beine. Irgendetwas war stark genug gewesen, meinen Geist wieder in Gang zu bringen. Ich bin weder sonderlich religiös, noch glaube ich an Übersinnliches, doch kann ich Ihnen versichern, dass irgendeine Kraft in mir sich gegen den Tod wehrte und mich blind und taumelnd – buchstäblich von den Toten auf-erstanden – zurück ins Lager führte, zu einer ungewissen Rück-kehr ins Leben.

Die Expedition begann mit meinem Abflug aus Dallas am 27. März. Nach einer Zwischenübernachtung in Bangkok kam ich schließlich am 29. März im staubigen, geschäftigen Katmandu an.

Am internationalen Flughafen Tribhuvan sah ich in der Schlange vor den Kontrollen einen großen, sehr athletisch aussehenden Mann. In der Annahme, er sei ein Mitkletterer, ging ich zu ihm und stellte mich vor. Er hieß Lou Kasischke, ein Anwalt aus Bloomfield Hills in Michigan.

Lou und mir wurde rasch klar, dass wir von allen Bergsteigern unserer Gruppe am meisten gemein hatten. Wir hatten beide einen guten Job, waren ungefähr gleich alt und hatten in etwa dieselbe Klettererfahrung. Unser gesellschaftlicher Hintergrund war vergleichbar. Beide waren wir verheiratet und hatten Kinder, und unsere beiden Frauen waren mit der Kletterei nicht einverstanden. In den folgenden Wochen teilten wir uns das Zelt und wurden zu guten Freunden.

Die Zollformalitäten zu erledigen dauerte eine Weile. Da ich nicht wusste, was mich in Katmandu erwartete, hatte ich den Fehler gemacht, mir schon im Voraus ein Visum zu besorgen, was zur Folge hatte, dass ich nun mindestens zehnmal länger in einer Schlange anstand als all die Mitreisenden, die keine Visa hatten. Aus meinem Flugzeug war ich bei weitem der Letzte, der den Flughafen verlassen konnte. Draußen traf ich auf Lou und ein paar weitere Mitglieder unserer Expedition. Ein Kleinbus wartete, der uns durch den chaotischen Verkehr Katmandus zu unserem Hotel brachte, dem Garuda, einem netten, gastfreundlichen Haus mit einer offensichtlich kletternden Klientel. An den

Wänden hingen Plakate von den höchsten Bergen der Welt. Oben am Ende der Treppe grinst Rob Hall persönlich von einem Poster zu uns herab.

In Katmandu herrschte hektisches Treiben, es war heiß, aber die Stadt mit ihren zahlreichen Touristen und Tourengheern sowie uns Bergsteigern war nett. Es machte Spaß, herumzuspazieren, auch wenn wir den Sehenswürdigkeiten keine große Aufmerksamkeit schenkten. Ich schob es auf, Mitbringsel für die Kinder und das übliche Friedensangebot für Peach zu kaufen, weil ich annahm, dafür hätte ich noch genügend Zeit, wenn ich vom Everest zurückkäme.

Zwei Tage später steckte Rob Hall uns in einen russischen Mi-17-Hubschrauber, ein riesiges Fluggerät, das uns kräftig durchschüttelte, während es uns in das 2 800 Meter hoch gelegene nepalesische Dorf Lukla brachte, von wo aus unsere Expedition zum Everest starten sollte.

Es dauert rund eine Woche, von Lukla durch das Khumbu-Gebiet zum Basislager zu marschieren. Dies ist die Heimat der Sherpas: Hochtäler, tiefe Schluchten. Früher haben die rund 20 000 Ureinwohner hier als Bauern und Jäger und Sammler gelebt.

Heute nicht mehr. Das straßenlose Khumbu ist heute Touristenland.

1996 fiel ein Schwarm von geschätzten 400 000 Touristen in Nepal ein, viele von ihnen strömten ins Khumbu-Gebiet: ein kunterbunter Haufen von Fremden mit Taschen voller guter, harter Währung, um Essen und Unterkunft, Tand und Unterhaltung zu kaufen. Die bei weitem wichtigsten dieser Besucher waren Abenteurer wie ich, nach Sherpa-Maßstäben schwerreiche Ausländer, die jedes Jahr kommen, um Sagarmatha zu besteigen, die »Himmelsgöttin«, wie der Everest in der Sprache der Einheimischen heißt.

Die praktisch veranlagten Sherpas tauschten ihre Feldhacken und Jagdutensilien gegen Rucksäcke und dienten fortan als Träger für die Expeditionen. Heutzutage kann ein Sherpa ein paar tausend Dollar verdienen, wenn er zwei Monate lang – so lange

dauert die typische Kletterexpedition – die Ausrüstung den Berg hoch und runter schleppt. Das ist mehr als das Zehnfache des jährlichen Pro-Kopf-Einkommens in Nepal.

Die Kehrseite ist natürlich, dass diese Arbeit anstrengend und gefährlich ist: Entlang des oberen Abschnitts des schmalen Wegs zum Everest sind überall Steinhäufen errichtet, die daran erinnern, dass ein Drittel derer, die am Berg ihr Leben ließen, Sherpas waren.

In seinem Buch ›In eisige Höhen‹, der definitiven Chronik unserer verhängnisvollen Expedition, beschreibt der Journalist Jon Krakauer mich als »geschwätzig«. Das ist wohl noch geschmeichelt. Einen Stocktauben hätte ich auf dem Hinweg um den Verstand quasseln können, so sehr war ich darauf erpicht, gemocht, akzeptiert zu werden, ein Mitglied der Gruppe zu sein. Unter solchen Umständen rede ich für gewöhnlich viel. Hätte jemand ein Frisbee geworfen, ich hätte es mit den Zähnen aufgefangen, nur um den anderen zu gefallen.

Der lange Anmarschweg, der sich durch das Khumbu immer höher windet, ist der erste wichtige Schritt bei der Vorbereitung darauf, den Bedingungen des Hochgebirges standhalten zu können, die für komplexere Organismen als Einzeller nicht vorgesehen sind. Es ist in jeder Hinsicht ein angenehmer Marsch – oder kann es sein, wenn der Weg nicht mit Trekkern, Bergsteigerexpeditionen und den im Khumbu überall anzutreffenden Yak-Kolonnen verstopft ist. Immer wieder biegt man um eine Kehre, und da steht er plötzlich in der Ferne, dieser gigantische, fast neun Kilometer hohe Felsen, der sein Haupt über alles andere erhebt.

An klaren Tagen sieht man stets eine ein bis zwei Kilometer lange Fahne aus Eis und Schnee vom Gipfel des Everest wehen. Dieses für den Berg typische weiße Banner vor kobaltblauem Himmel ist das Indiz, dass der Jetstream mit seinen Windgeschwindigkeiten von 150 bis über 300 Stundenkilometern am Gipfel entlangschrammt. So ist es den größten Teil des Jahres. Niemand versucht, unter diesen Umständen da hinaufzukommen.

Nur kurze Zeit im Frühling und noch einmal im Herbst weht die Fahne nicht. Die wütenden Winde lassen vom Everest ab,